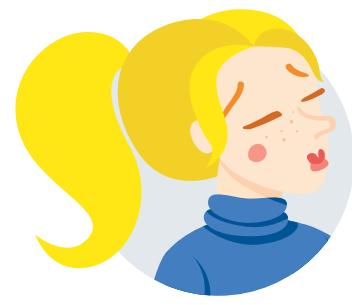


JETTES WOCHE


**Sauberfrauen und -männer
on Tour**

A Iso nee, wissene nee, ein bekannter königslaurer aus dem Ruhrpott hat mal ein anrührendes Thema ohne viele Umschweife auf den kurzen Nenner gebracht: „Wenn der Schnee geschmolzen ist, sieht man wo die Schei... liegt.“ Aus eigener Erfahrung kann ich sagen: Der Mann hat recht. Als am Ostermontag endlich auch in den nördlichen Breitengraden des Kreises Oberhavel der Schnee geschmolzen war, wurden dort ähnlich wie im Süden – haufenweise Problemberge sichtbar. Und damit meine ich nicht nur die, die Herrchen oder Frauchen vergessen haben, einzutütten. Schon erstaunlich, was so mancher über den Winter in Straßengräben und an Waldrändern „vergiss“! Da sieht es ja unter Onkel Fritzens Decke besser aus. Nur gut, dass es immer noch ordnungsliebende Mitmenschen gibt, die sich im Frühjahr zu Scheuerlappengeschwadern und Schubkarrenregimentern formieren, um im Rahmen des Manövers „Frühjahrsputz“ die Natur auszumisten. Wer sich davon mit eigenen Augen überzeugen will, sollte seine Schritte an diesem Wochenende mal ins Mühlenbecker Land oder nach Hohen Neuendorf lenken. Und wer ein wenig Zeit mitbringt – es ist immer erlaubt, sich in das Heer der Jäger und Sammler einzureihen. In einigen Regionen haben Leute aus ihrem Ordnungssinn sogar einen Sport gemacht. Er nennt sich Plogging und ist eine Kombination aus Laufen und Müllsammeln. Obwohl, wenn ich's mir richtig überlege, kann es ja auch nicht Sinn und Zweck der Übung sein, anderen Leuten ständig den Dreck hinterher zu räumen.

Apropos suchen, ich bin ja mal gespannt, ob ich an diesem Wochenende schon irgendwo am Wegesrand ein kleines Bretterhäuschen finde, in dem es endlich den lange herbeigeschobenen Spargel aus der Region gibt. Dann würde ich vormittags in den Sack hauen – also den Müll meine ich, und zur Mittagszeit würde ich mich stangenweise mit weißem Gold belohnen.

Gutes Gelingen sowohl beim Aufräumen als auch beim Schleimen wünscht Ihnen, liebe Leserinnen und Leser,

Jette

ke Rust – ein bekannter Name in der Kunstszene Namibias. 2006 führte sie ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes nach Berlin. Dort entstand die Idee für ein Kulturaustauschprogramm, das sie leitete und 2009 Steffen Holzkamp nach Windhoek führte. Dort war der Filmemacher und freiberufliche Cutter als Kameramann gebucht. Vier Wochen später flog Imke Rust nach Berlin: „Ich wollte

wissen, wie er lebt“. Seitdem sind sie ein Paar, seitdem pendelt sie zwischen den Welten. Auch künstlerisch.

Imke Rust arbeitet mit ganz unterschiedlichem Material, malt mit Acryl, formt aus Ton, findet Kunst im Alltäglichen. Ihre Arbeiten spiegeln ihre afrikanischen Wurzeln: Eine gemalte Kudu-Antilope, ein Nashorn aus Ton und das blutig verendete Tier daneben. Die Trophäen der Großwildjäger verabscheut sie. „Ich bin Kleinwildjäger“, sagt sie und lacht. Im letzten Sommer in Friedrichsthal hat sie aus Dutzenden erlegten Mücken ein Bild gestaltet, „die hier so viel größer sind als in Namibia“.

Jeden Morgen geht sie in ihr Atelier. Ihr Stolz. Vorher hatte sie kein eigenes. Hier stehen Staffelei, Schreibtisch, Arbeitsplatte. Sie neh-

me sich nicht vor, heute, dies oder jenes zu malen: „Die Motive suchen mich.“ Sie arbeite an vielen Bildern gleichzeitig. Nach einigen Tagen Abstand entwickelt es sich weiter.

Vor allem Land-Art liegt ihr am Herzen. In Namibia hat sie sich damit einen Namen gemacht. Und nicht nur Freunde. „Fremde Welten“ hat sie im April in der Orangerie präsentiert. Arbeiten mit einem kritischen Blick auf den wachsenen Uranabbau im Land, die Landverkäufe, die Korruption, die Zerstörung der Umwelt. Bis zu zwölf Meter große Salzkreise hat sie in die Wüste gelegt, „Salz ist ein Symbol des Schutzes in Afrika“. 99 Rosen wiegen sich im Wind. Beim näheren Hinsehen aus Stielern aus Stacheldraht und schwarzen Blütenköpfen aus Mülltüten. Hinweise der Künstlerin, die Dünen zu schützen. Sie hat Kreise aus Hunderten langen Dornen des Kameldorns gelegt, „Tokoloshe Trap“, Kobold-Fallen, hat sie die Arbeit genannt, die

Strahlung einfangen, der Wüste Schutz gewähren. Alle Arbeiten aus 2012 hat ihr Mann Steffen Holzkamp in einem eindrucksvollen Film festgehalten. Dann hat sie alles wieder weggeräumt, um nicht selbst die Wüste zu verschmutzen. Die geplante Ausstellung kam erst nicht zustande. Zu politisch, zu kritisch ihr Blick, der Kunstverein Swakopmund lehnte die Ausstellung ihrer Arbeiten ab. Unter Mithilfe vieler wurde sie in einer privaten Scheune gezeigt.

Den kritischen Blick richtet sie derzeit auf Leben ihrer Vorfahren: 1874 sind die ersten ausgewandert, als Siedler, Lehrer, Missionare. Imke Rust hat Tagebücher und Dokumente entdeckt, die Auskunft geben.

„Ich habe mich schwer getan mit dem Auswandern, wie mag es meine Vorfahren vor fünf Generationen gegangen sein?“, fragt sie sich. „Und ich möchte wissen, haben auch meine Vorfahren den Hereros das Land gestohlen.“ Dieser Konflikt beschäftigt sie sehr, wie sie ihn künstlerisch in Szene setzt, ist noch offen. Land-Art hat sie inzwischen auch in Friedrichsthal entstehen lassen, dabei Ahornblätter mit dem Skalpell zu Kunstwerken gemacht, Beeren verarbeitet und eben Mückengitter. Auch ein neuer Film im Entstehen über Brandenburg und Windhoek. Was sie verbindet? „Vor allem Sand.“

Imke Rust lädt zum „Tag des offenen Ateliers“ am 5. und 6. Mai von 11 bis 18 Uhr auch in ihre in der Birkenstraße 11 ein. Ihre Arbeiten sind auf ihrer Webseite, Instagram und Facebook zu finden.

Eric Schönfeld steht auf Zander – in Butter gebraten und ohne Soße

„Rausgefischt“: 31-jähriger Oranienfischer ist mit seinem Kahn gerne auf dem Lehnitzsee unterwegs – aber auch Tiefseefische sind vor ihm nicht sicher

Von Bert Wittke



Eric Schönfeld findet beim Angeln einen guten Ausgleich zu seinem Maler- und Lackiererjob. FOTO: BERT WITKKE

bestände zurückgegangen oder die guten Fangplätze haben sich inzwischen zu sehr herumgesprochen. Auch Eric Schönfeld macht kein Geheimnis daraus, wo er seine Angelins wirtschaftet: am Oder-Havel-Kanal, an der Schnellen Havel oder auf dem Lehnitzsee. Auf dem fährt er gerne mit dem eigenen Boot raus. Das müsse wohl aus den 1930er-Jahren stammen und mal Beiboot eines alten Kutters gewesen sein und ist aus massiven Stahl gebaut.

Besonders gern geht Eric Schönfeld, der Mitglied bei den „Oranienfischern“ ist, auf Zander, auch im Winter. Der Schmecke ihm einfach am besten. Und er bereitet ihn auch selber zu. „Am besten eine Nacht liegen lassen und ihn dann mit ein wenig Salz in Butter braten“, verrät der Petrijünger sein „Geheimre-

zept“. Soße mache er nicht dazu. „Das versaut den schönen Fischgeschmack“, sagt er und lacht. Auch der Barsch schmecke sehr gut, doch leider fange man den eher selten. Und nicht zu vergessen Aale.

Die ganz großen Fische hat Eric Schönfeld bislang noch nicht an Land gezogen. „Ich arbeite noch daran, die Ein-Meter-Marke zu knacken“, gibt er umumwunden zu. Im vergangenen Jahr auf dem Kölpinsee (Usedom), da habe mal ein Hecht angebissen, der länger als ein Meter war. Aber leider sei ihm der im letzten Moment wieder von der Angel gegangen. Später habe er gesehen, wie sich ein anderer Petrijünger diesen dicken Fisch geholt habe. Aber Eric Schönfeld nimmt's sportlich. Was nicht ist, kann ja noch werden. Dem Hecht, den er 2017 auf

Höhe des Landratsamtes aus dem Wasser gezogen hat, hätten schließlich auch nur ein paar Zentimeter an der Ein-Meter-Marke gefehlt.

Beim Angeln in Norwegen, ja, da habe er bereits größere Exemplare am Haken gehabt. Mit einem 1,36 Meter langen Leng, einem „superleckeren Tiefseefisch“ habe er dort sogar seinen Wettkampf gewonnen.

Wichtiger als solche Platzierungen sei ihm jedoch die Ruhe und Entspannung, die er bei diesem Hobby finde. Das sei ein guter Ausgleich zu seinem Job als Maler und Lackierer in einer Berliner Firma. Sein Tipp für andere Angler: „Immer an seinen Köder glauben und nicht so viel wechseln. Und auch gegen die Plagegeister auf dem Wasser hat er ein Rezept: „Anti-Brumm“. Gibt's in der Apotheke.



Mit diesem 1,36 Meter langen Leng gewann der 31-Jährige einen Wettkampf in Norwegen. FOTO: PRIVAT

ZUM WOCHENENDE

Liebe kann Menschen verändern

Kennen Sie den? „Liebe ist so stark wie der Tod.“

Dieser Vers steht in der Bibel und ist in diesen Wochen im Gespräch. Denn an vielen Orten wird in kirchlichen Gruppen zur Ökumenischen Bibelwoche das Lied der Lieder – das ist eine Sammlung von Liebesliedern in der Bibel – intensiv diskutiert. Dabei geht es auch um diese starke Aussage: „Liebe ist so stark wie der Tod.“

So stark der Schnee am Ostermontag in den nördlichen Regionen Oberhavels war, so stark war dann die Sonne in den Folgetagen und alles schmolz dahin. Der Tod gehört zur menschlichen Existenz dazu. Und legt sich mitunter wie eine Schneedecke auf den Alttag von Menschen, die davon schmerzlich betroffen sind. Aber wir können von Liebenden lernen, dass es etwas gibt, dass mindestens genauso das Leben von Menschen bestimmen kann.

Liebe kann Menschen verändern, sie kann Menschen anspornen. Liebe, wenn sie verantwortungsvoll und respektvoll praktiziert wird, bleibt nicht ohne wohltuende Wirkung. Sie strahlt aus. Ja, Liebende fühlen sich durch ihre Liebe beschützt und getragen.

Menschen, die Gott vertrauen, sind wie Liebende. Sie sind bereit, über den Horizont hinauszudenken. Und weil sie hoffen und glauben, dass Gott die Menschen liebt, fühlen sie sich auch getragen und beschützt wie Liebende. Natürlich gibt es Zweifel, Rückfragen, nüchterne Überlegungen. Da sind sich übrigens Glaubende und Liebende sehr ähnlich.

Aber die Liebe nimmt es mit dem Tod auf. Sie trotzt dem Tod. Menschliche Liebe ist bereit, über Grenzen hinweg zu gehen, ja sie zu überwinden. Wie der Glaube, der Ostern von Auferstehung spricht. Und die Mächte des Todes damit relativiert. Denn der Tod gibt keine Antwort auf die Frage: Tod, wo ist dein Stachel?

Die göttliche Liebe macht da keine Ausnahme. Gott begibt sich in die todeswütige Welt hinein, um der Liebe willen. Die Bibel erzählt's. Gott liebt diese Welt. Gott ist Quelle der Liebe.



Der Autor der Gedanken zum Wochenende ist diesmal Eckhart Altemüller, Pfarrer in Fürstenberg.

FOTO: CINDY LÜDERITZ

Zwischen den Welten

Imke Rust ist in Namibia geboren, seit drei Jahren lebt sie mit ihrem Mann in Friedrichsthal – ihre Kunst ist Spiegel des Lebens auf zwei Kontinenten



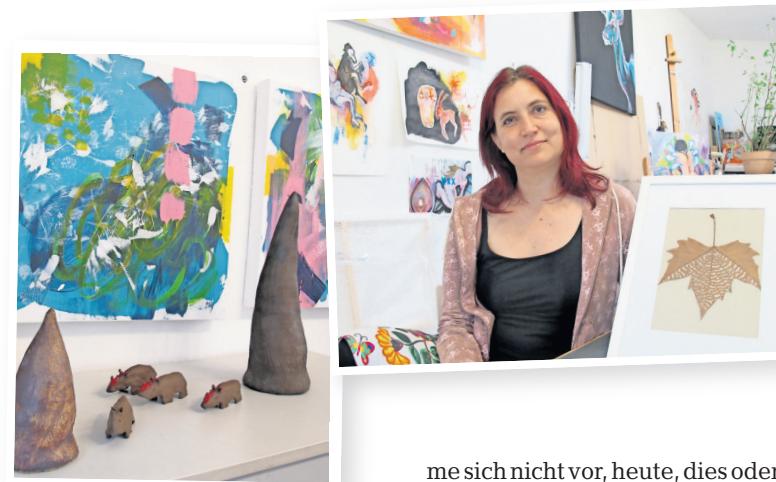
Imke Rust mit ihrem Mann Steffen Holzkamp während der Ausstellung in der Orangerie und die Künstlerin in ihrem Atelier.

ENRICO KUGLER

Von Heike Bergt

Oranienburg. Regentropfen trommeln auf die Dachfenster des Ateliers. Imke Rust freut sich darüber: „In Namibia sind alle Wände dünn, stehen immer alle Fenster offen, da lebt man näher an der Natur.“ Das fehlt ihr schon. Vor allem aber drei Dinge: die Sonne, die Weite, die Wüste. Wohl auch die elterliche Farm, auf der sie groß geworden ist. In Friedrichsthal hat die Künstlerin aus Windhoek vor drei Jahren das ersehnte „eigene Stück Land gefunden“ und eine urale Garage am Haus zum Atelier umgebaut. Das habe ihr geholfen, hier anzukommen. Und die Liebe natürlich.

Imke Rust ist in Namibia geboren. Die 43-Jährige hat dort Tourismus studiert und sich mit Jobs in der Branche das Kunststudium finanziert. Sie hat als Kuratorin der Nationalgalerie gearbeitet, ihre Bilder hängen in den USA, Italien, in China, Deutschland und Australien. Im-



überflieger

me sich nicht vor, heute, dies oder jenes zu malen: „Die Motive suchen mich.“ Sie arbeite an vielen Bildern gleichzeitig. Nach einigen Tagen Abstand entwickelt es sich weiter.

Vor allem Land-Art liegt ihr am Herzen. In Namibia hat sie sich damit einen Namen gemacht. Und nicht nur Freunde. „Fremde Welten“ hat sie im April in der Orangerie präsentiert. Arbeiten mit einem kritischen Blick auf den wachsenen Uranabbau im Land, die Landverkäufe, die Korruption, die Zerstörung der Umwelt. Bis zu zwölf Meter große Salzkreise hat sie in die Wüste gelegt, „Salz ist ein Symbol des Schutzes in Afrika“. 99 Rosen wiegen sich im Wind. Beim näheren Hinsehen aus Stielern aus Stacheldraht und schwarzen Blütenköpfen aus Mülltüten. Hinweise der Künstlerin, die Dünen zu schützen. Sie hat Kreise aus Hunderten langen Dornen des Kameldorns gelegt, „Tokoloshe Trap“, Kobold-Fallen, hat sie die Arbeit genannt, die

Strahlung einfangen, der Wüste Schutz gewähren. Alle Arbeiten aus 2012 hat ihr Mann Steffen Holzkamp in einem eindrucksvollen Film festgehalten. Dann hat sie alles wieder weggeräumt, um nicht selbst die Wüste zu verschmutzen. Die geplante Ausstellung kam erst nicht zustande. Zu politisch, zu kritisch ihr Blick, der Kunstverein Swakopmund lehnte die Ausstellung ihrer Arbeiten ab. Unter Mithilfe vieler wurde sie in einer privaten Scheune gezeigt.

Den kritischen Blick richtet sie derzeit auf Leben ihrer Vorfahren: 1874 sind die ersten ausgewandert, als Siedler, Lehrer, Missionare. Imke Rust hat Tagebücher und Dokumente entdeckt, die Auskunft geben.

„Ich habe mich schwer getan mit dem Auswandern, wie mag es meine Vorfahren vor fünf Generationen gegangen sein?“, fragt sie sich. „Und ich möchte wissen, haben auch meine Vorfahren den Hereros das Land gestohlen.“ Dieser Konflikt beschäftigt sie sehr, wie sie ihn künstlerisch in Szene setzt, ist noch offen. Land-Art hat sie inzwischen auch in Friedrichsthal entstehen lassen, dabei Ahornblätter mit dem Skalpell zu Kunstwerken gemacht, Beeren verarbeitet und eben Mückengitter. Auch ein neuer Film im Entstehen über Brandenburg und Windhoek. Was sie verbindet? „Vor allem Sand.“

Imke Rust lädt zum „Tag des offenen Ateliers“ am 5. und 6. Mai von 11 bis 18 Uhr auch in ihre in der Birkenstraße 11 ein. Ihre Arbeiten sind auf ihrer Webseite, Instagram und Facebook zu finden.